

„Unbegrenzt haltbar – der Podcast aus dem Stadtarchiv Troisdorf“:

1. Folge „Bruchbilder meiner Flucht“ mit Ingrid Lehmann, Spich

– Transkription –

0:11 – 0:35 (Intro)

JOHANNES EHRENGRUBER UND ANTJE WINTER:

Liebe Hörerinnen und Hörer, herzlich Willkommen zur 1. Folge unserer Podcast-Reihe „Unbegrenzt haltbar“ aus dem Stadtarchiv Troisdorf. Wir, das sind: Antje Winter, Leiterin des Stadtarchivs Troisdorf und Johannes Ehrenguber, Archivar im Stadtarchiv Troisdorf, möchten Euch mit diesem neuen Format einen anderen Zugang zur Troisdorfer Stadtgeschichte und den Erlebnissen der hier lebenden Bewohner präsentieren.

Wir wünschen Euch viele neue Erkenntnisse!

0:36 – 2:53 (Einleitung)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Diese erste Podcast-Folge ist mit „Bruchbilder meiner Flucht“ betitelt und beschäftigt sich mit der Flucht von Ingrid Lehmann, die im Januar 1945 zusammen mit Ihrer Mutter und Tante ihre Geburtsstadt Danzig für immer verließ und nach mehreren Stationen dann schließlich im Jahr 1953 in Troisdorf eine neue Heimat fand. Dies hat ihr Leben und das ihrer Familie nachhaltig geprägt.

Unsere Intention mit dieser Folge ist es, durch die Vorstellung eines persönlichen Schicksals das Thema Flucht und Vertreibung anschaulich und quellenbasiert zu vermitteln.

Auch die Menschen in Troisdorf und Umgebung waren in den letzten Kriegsmonaten, also im Winter/Frühling 1945, bereits mit Flucht und Vertreibung konfrontiert. Aufgrund des Kampfes an Ruhr und Rhein, suchten zum Beispiel viele Binnenflüchtlinge aus dem linksrheinischen, u.a. aus dem Ruhrgebiet, Zuflucht in den rechtsrheinischen Gebieten. Und obwohl Troisdorf unter Artilleriebeschuss stand und viele Menschen in ihren Kellern hausten, drängte viele Flüchtlinge in die Ortschaften.

Leider waren und sind heute mitten in Europa aufgrund eines verbrecherischen Angriffskrieges wieder vor allem Frauen und Kinder dazu gezwungen ihre Heimat fluchtartig zu verlassen. Dies zeugt von der Aktualität des Themas. Heute wie damals haben viele Kommunen in Deutschland, so auch Troisdorf, eine Vielzahl von Geflüchteten und Heimatvertriebenen aufgenommen und integriert.

Die nachfolgend geschilderten Erfahrungen von Frau Lehmann stehen stellvertretend für das Schicksal der über 12 Millionen Deutschen, die zum Ende des Zweiten Weltkrieges aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und aus Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa vor der anrückenden Roten Armee flüchteten oder nach Kriegsende vertrieben wurden.

Schmerzhaftes Erinnerungen, verbunden mit Angst, Ungewissheit, Gewalt und Trauer haben viele Familien erst spät veranlasst über das Erlebte zu sprechen und sich auszutauschen. Auch bei Frau Lehmann war dies so.

Nach einer kurzen Pause folgt im Anschluss das Interview von Antje Winter mit Frau Lehmann.

2:54 – 3:14 (Überleitung)

Musikstück

3:15 – 22:22 (Interview mit Frau Lehmann)

ANTJE WINTER:

Frau Lehmann, stellen Sie sich bitte kurz vor.

INGRID LEHMANN:

Geboren bin ich Ende April 1941 in Danzig. 5 Monate später ist mein Vater in der Ukraine gefallen. Meine Mutter hat 2 Jahre später, noch im Krieg, wieder geheiratet. So habe ich einen zweiten sehr liebevollen und guten Vater bekommen.

Bereits 1953 bin ich mit meinen Eltern nach Troisdorf gezogen und wohne seit 1970 mit meinem Mann in Spich. Wir haben zwei Kinder und 6 Enkelkinder, die uns langsam alle über den Kopf wachsen. Sie stellen inzwischen schon selber Fragen zu unserer Flucht- und Zeitgeschichte.

Ja und beruflich? Am Sieglarer Gymnasium war ich Lehrerin für Französisch und Erdkunde, später habe ich an der Volkshochschule in Troisdorf Französischkurse gegeben.

ANTJE WINTER:

Vielen Dank. "Bruchbilder meiner Flucht", der Titel stammt von Ihnen. Sie waren ein kleines Kind als Sie mit Mutter und Tante aus Danzig flohen. Können Sie sich an die eigentliche Flucht erinnern? Was ist Ihnen noch präsent?

INGRID LEHMANN:

25. Januar 1945. Das ist das Datum auf unserer Fahrkarte von Danzig über Berlin nach Chemnitz. Auf dem Bahnhof in Danzig stehen die Menschen bei Schnee und strengem Frost bereits auf den Trittbrettern des überfüllten Zuges, der vielleicht als letzter noch nach Westen durchkommen kann.

Und da ist nun mein erstes Bild: meine Tante Sigrid ist irgendwie schon in den Zug hineingelangt. Ich sehe, wie sie mir aus dem geöffneten Fenster ihre Arme entgegenstreckt. Meine Mutter und ich werden von einem Marinesoldaten, der uns zum Zug begleitet hat, durch das Fenster ins Abteil hineingestoßen. In meiner Erinnerung fühle ich noch die bedrückende Enge und wie wir andere Menschen durch unseren „Einfall“ noch mehr zusammendrängen. Dann sehe ich wie ein Kind aus dem gegenüberliegenden Fenster herausgeworfen wird. Erdrückt, tot?

Dieses Bild eines Kinderkörpers, der über die Köpfe der andern Menschen gehoben und durchs Fenster nach draußen geworfen wird, verfolgt mich jahrzehntelang. Musste das Kind sterben, weil ich ihm indirekt die Luft zum Atmen nahm?

Als ich ca. 50 Jahre später meine Mutter nach dem Wahrheitsgehalt dieses Bildes frage, ist sie über meine Phantasie entsetzt. Es wären zwar Kinder auf der langen Fahrt gestorben, doch vor Kälte oder Hunger oder infolge Beschusses aber bestimmt nicht einfach aus dem Fenster geworfen und bestimmt nicht von uns erdrückt. Vielleicht wurde das Kind nur von seiner Mutter zu seiner Großmutter hinübergereicht, die einen Sitzplatz ergattert hatte.

Nun, nach Tagen kamen wir bei großer Kälte, die immer noch herrschte, nachts in Berlin an und fanden liebevolle Aufnahme bei einem Onkel meines Vaters. Mein einziges erinnertes Bild von Berlin sind die Hände meines Onkels, der am Rundfunkempfänger dreht und aufmerksam dem Sprecher zuhört. Er gibt mir ein Gefühl der Geborgenheit. Denn ich begreife, dass Onkel Paul für uns wacht. Ich kann so lange spielen bis er uns in den Keller schickt, sobald Kampffliegerverbände gemeldet werden.

Nachdem wir uns ein wenig von den Strapazen der Flucht aus Danzig erholt haben, geht es weiter zu meinen Großeltern, den Eltern meines gefallenen Vaters, nach Chemnitz.

Wieder haben sich nur einzelne Bilderfetzen in mein Gedächtnis eingegraben, die ich auch heute noch in mancher Nacht im Traum dann nachvollziehe: auf dem Arm meiner Mutter stehe ich in einer Menschenmenge am Flussufer unter einer Brücke. Von der Menschenmenge werden wir immer tiefer in die überschwemmte Wiese gedrückt. Ich schreie und wache schweißgebadet auf.

Und dann ist da immer wieder das entsetzliche Bild eines hohen brennenden Fabrikgebäudes, Frauen stehen oben auf den Fensterbrüstungen, die in den Flammen umkommen oder aus den Fenstern in den ebenfalls sicheren Tod springen. Ich möchte mir meine Ohren zuhalten, um die gellenden Schreie der verzweifelten Frauen nicht mehr hören zu müssen. Heute weiß ich, dass meine Mutter und ich erleben mussten, wie die Strumpfwarenfabrik Esche in Chemnitz mit vielen Arbeiterinnen nach einem Bombenangriff abbrannte. Nach dem Einsturz des World Trade Centers 2001 hat mich dies Chemnitzer Bruchbild wieder häufiger bewegt.

Aber es gibt auch ein Bild mit einem glimpflichen Ausgang.

Bei einem Angriff saß ich im schützenden Kreis der Familie und Hausgenossen im Keller. Während es um uns herum krachte, betete meine Großmutter laut. Als wir nach dem Angriff aus dem Keller kamen, brannten alle Häuser der Nachbarschaft - nicht so unser Haus. In unserem Garten lag ein Blindgänger. Für mich war es die Kraft des Gebetes, die diese Bombe von unserem Haus abgelenkt hatte.

Nun, unsere Flucht vor den Russen geht dann weiter nach Rendsburg. Mein Vater war gegen Kriegsende nach Rendsburg in Schleswig-Holstein versetzt worden. Er drängte meine Mutter bald dorthin nachzukommen, da er den weiteren Vormarsch der Russen nach Mitteldeutschland fürchtete, wie es dann ja auch geschah. Irgendwie sind meine Mutter, meine Tante und ich von Chemnitz aus wieder über Berlin nach Rendsburg gelangt.

Mein Bruchbild wird diesmal zu einem schnell ablaufenden Film: Ich sehe uns mit vielen anderen Menschen vom Feldweg abbiegen, in ein Loch springen und durch lange Gräben, wahrscheinlich Schützengräben, laufen, die oben mit Zweigen und Laubwerk abgedeckt sind und in einen Kiefernwald führen. Über uns hören wir Flugzeuge - Tiefflieger? Mutti hatte furchtbare Angst vor den Tieffliegern. Tauchte einer auf, riss sie mich schnell vom Hof ins Haus oder vom Fenster weg, denn sie schossen auf alles was sich bewegte, auch auf Kinder.

In Rendsburg haben wir das Ende des Krieges relativ ruhig erlebt, soviel ich weiß ohne große Kampfhandlungen. Wir hatten es verhältnismäßig gut. Meinen Eltern war eine kleine Wohnung zugewiesen worden. Viele Tausende Flüchtlinge waren aus Ost- und Westpreußen über die Ostsee nach Schleswig-Holstein gelangt. Rendsburg war so

„überflutet“ mit heimatlosen, herumirrenden Menschen. Auf den Straßen entdeckten meine Eltern manche Bekannte und Freunde aus Danzig, die kein Obdach über dem Kopf hatten und die sie dann in unsere Wohnung brachten. Die zwei normalen Betten teilten sich schließlich recht einvernehmlich sieben Erwachsene, in eingeteilten Schichten rund um die Uhr. Ich sehe noch mein Kinderbett mit Gitterstäben vor mir und fühle noch meine Enttäuschung, dass niemand das Kinderbett mit mir teilen wollte und ich weiter alleine darin schlafen sollte.

ANTJE WINTER:

Was war der auslösende Moment um mit Ihrer Mutter über die Flucht zu sprechen und wie alt waren Sie?

INGRID LEHMANN:

50 Jahre später, 1995, ich war also damals 54 Jahre alt inzwischen, nahm ich am Institut Français in Bonn an einem Kurs für Französischlehrer teil. Wir sahen den Film „Hiroshima, mon amour“ gemeinsam an. Bei der anschließenden Besprechung schilderte ich zunächst, wie meine Mutter im August 1945 völlig aufgelöst und abwesend ins Zimmer stürzte, von dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima erzählte, dabei aber nicht mich anschaute, sondern aus dem Fenster starrte.

Als ich das erzähle, 50 Jahre später, bricht plötzlich alles unkontrolliert aus mir heraus. Meine „Erlebnisse“, die Zerstörung Dresdens, unsere Flucht, meine Ängste. Nicht in meiner Muttersprache, sondern in meiner „Wahlsprache“ Französisch, in der ich mich zu Hause fühle und mich anders, vielleicht freier, unreflektierter bewege. Meine Kollegen sind betroffen und raten mir, mit meiner Mutter über das Erlebte, über das wir beide bis dahin geschwiegen haben, zu sprechen.

ANTJE WINTER:

Was fühlten Sie danach? Erleichterung?

INGRID LEHMANN:

Meine Mutter und ich konnten nun ohne falsche Rücksichtnahme offen über unsere Erlebnisse und Traumata miteinander sprechen in dem Bewusstsein, dass wir einander mit unseren Ängsten ernst nahmen. Das stärkte unser Vertrauensverhältnis. Da unsere Erinnerungen an bestimmte Situationen jedoch recht verschieden waren, suchten wir nach der „Wahrheit“ in den Tagebüchern meiner Großmutter. Ich habe dabei gelernt, dass es für Erlebnisse und Erinnerungen keine objektiven Wahrheiten gibt.

Jedes Ereignis, jede Situation wird von den Beteiligten subjektiv sehr verschieden verarbeitet. Wir sehen ein Ereignis jeweils aus unserer eigenen Perspektive und kommen so zu subjektiven Wahrheiten, und ich meine, die haben auch alle ihre Berechtigung. Wenn Sie so wollen, eben auch ihre „Wahrheit“.

ANTJE WINTER:

Vielen Dank. Welche Stationen und Orte gab es, bis Sie und Ihre Familie in Troisdorf-Spich eine neue Heimat fanden?

INGRID LEHMANN:

Nun, die Stationen Berlin, Chemnitz in Sachsen und Rendsburg in Schleswig-Holstein habe ich bereits erwähnt. Da mein Vater als Schiffbauer keine Arbeitsstelle fand, zogen wir noch im Sommer 1945 zu seinen Verwandten nach Deilinghofen, einem kleinen Dorf im Sauerland. Dort konnte er bei der Erntearbeit helfen.

Und da ist doch noch einmal ein „Bruchbild“: Ich erinnere mich noch gut an den „Umzug“ im Viehwagen von Rendsburg nach Westfalen. In Hamburg hieß es umsteigen auf einen anderen Bahnsteig, mit den für uns sehr kostbaren Feldbetten und dem wenigen Hausrat, den wir auf Bezugsschein bereits wiedererstanden hatten. Verlassen hockte ich auf einem Bahnsteig in einem Menschengewühl auf einer Kiste, in der unser weniges Flüchtlingsgut steckte und schaute sehnsüchtig auf die Unterführung. Dort mussten doch meine Eltern irgendwann mit unserem ersten Küchenschrank herauskommen.

Auf Dauer wollte mein Vater jedoch wieder als Diplom-Ingenieur arbeiten. Noch vor Weihnachten 1945 fand er eine Arbeitsstelle bei der Stadt Wuppertal und dort auch eine kleine Wohnung bei einem Freund. Die musste mein Vater allerdings wegen Bombenschäden erst wieder notdürftig in Stand setzen. Am 1. Mai 1952 konnte mein Vater dann als Leiter des Energiebetriebes der Dynamit Nobel AG nach Troisdorf wechseln. Wohnungen waren auch hier knapp. Vati konnte zunächst nur ein möbliertes Zimmer mieten. Anderthalb Jahre später bekamen wir dann eine Wohnung in Sieglar.

ANTJE WINTER:

Wie gestaltete sich nach Auskunft der Familie die Versorgungssituation?

INGRID LEHMANN:

Gerade in den zerbombten Städten wie Wuppertal war die Versorgungslage katastrophal. Mein Onkel Helmut ist verhungert. Gewiss, es gab Lebensmittelkarten, die ein Minimum garantieren sollten, aber die Geschäfte hatten so wenig Brot, Milch und Fleisch, gerade in

den Städten, dass man oft stundenlang Schlange stand und dann doch nichts mehr für die Marken bekam.

Ich erinnere mich an Hamsterfahrten aufs Land. Wir bekamen auch etwas Kartoffeln, Gemüse und Mehl von Verwandten meines Vaters in Deilinghofen, in diesem Ort im Sauerland. In den Wäldern haben wir Beeren, Pilze und Bucheckern gesammelt. Die Bucheckern wurden zu Öl gepresst. Es gab immer wieder mal unerwartete Hilfe. Ich denke daran, dass mir meine Klassenlehrerin ganz heimlich ein ganzes Ei geschenkt hat.

Da ich völlig unterernährt war, wurde ich vom Roten Kreuz in ein Kinderheim im Schwarzwald geschickt, das die Schweiz mit Lebensmitteln versorgte. Später kamen die Care-Pakete aus Amerika und die Schulspeisung, die uns über die größte Not hinweghalfen.

ANTJE WINTER:

Glaubten ihre Eltern 1945 an eine Rückkehrmöglichkeit nach Danzig?

INGRID LEHMANN:

Nein, Nein. Und wenn es sie gegeben hätte, wären sie wohl auch nicht zurückgekehrt. Wir waren Städter, keine Bauern, die vielleicht hofften, ihr eigenes Land wieder zu bebauen. Unser ganzer Besitz war geplündert, zerhackt, verbrannt, verloren.

Meine Verwandten hatten Angst vor den Russen, denen sie nicht trauten. Selbst Troisdorf war meiner Mutter in DDR-Zeiten nicht weit genug weg. Sie hätte lieber jenseits des Rheins gewohnt, weil der Strom die Russen aufhalten würde.

ANTJE WINTER:

An welchen Dingen hängen besonders Ihre Erinnerungen bzw. was möchten Sie bewusst weitergeben an Ihre Kinder oder Enkel?

INGRID LEHMANN:

Sind es wirklich Dinge, die ich weitergeben möchte? Eine große Stoffserviette, in die ein Schinken als Fluchtproviant eingewickelt war, eine Silberschale, die gegen Brot hätte eingetauscht werden können?

Es geht mir eher um die Geschichten, die hinter diesen Dingen stehen und die ich erzählen kann. Ich habe Ihnen das kleine geschnitzte Holzkreuz gezeigt von Weihnachten 1945, das meine Großeltern aus einem Flüchtlingslager in Kopenhagen mitgebracht haben, als sie nach anderthalb Jahren im Lager hinter Stacheldraht endlich zu uns nach Wuppertal übersiedeln konnten. Mit der Inschrift „Lobe den Herrn“, den aufgemalten grünenden

Bäumen und einer Blüte verkündet dies Kreuz Dankbarkeit und Hoffnung trotz allem Leid und aller Not der Flüchtlinge.

Mit dieser Geschichte und anderen möchte ich unseren Enkeln zeigen, wie unsere Vorfahren schwierige Zeiten und Situationen angenommen und bewältigt haben. Deshalb transkribiere ich auch die Tagebücher und die Briefe aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, die noch in der alten deutschen Sütterlin-Schrift geschrieben sind. In einer Familienchronik berichte ich vom Leben, Denken und Handeln unserer Vorfahren. Wir können aus der Familien- und Zeitgeschichte viel lernen. Sie helfen uns, die Gegenwart besser zu verstehen und nach Perspektiven für die Zukunft zu suchen.

ANTJE WINTER:

Vielen Dank für das Interview, Frau Lehmann.

22:23 – 22:42 (Überleitung)

Musikstück

22:43 – 32:51 (Quellenlesung)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Im letzten Teil des Podcast möchte Euch Frau Lehmann einige Auszüge aus privaten Erinnerungen von ihren Familienmitgliedern vortragen.

INGRID LEHMANN:

Meine wichtigste Quelle sind die Tagebücher meiner Großmutter in Chemnitz. Ihre Berichte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit sind teils nüchtern beobachtend, teils mit inniger Anteilnahme geschrieben.

Im Februar und März 1945 wurden bei mehreren Luftangriffen 80% der Innenstadt von Chemnitz zerstört. Das Haus meiner Großeltern lag am Stadtrand und wurde nicht beschädigt. Dort fanden nicht nur dann Flüchtlinge aus Schlesien und Westpreußen Aufnahme, sondern auch ausgebombte Chemnitzer.

Ich lese einen Auszug aus dem Tagebuch meiner Großmutter vom 5./6. März 1945:

„Schreckensnacht!

Noch ist der Himmel rund um unseren etwas erhöht liegenden Ortsteil ein einziges helles Rot. Die Heimat meiner Kinder steht in Flammen. Dreimal ist heute Tod und Verderben über sie hergezogen.

Es ist still jetzt im Sonnenhäusel. Tieftraurige Herzen, tränenschwere Augen, heimatlosgewordener Menschen, sind wohl für ein paar Stunden zur Ruhe gekommen unter seinem Dach. Den Feldweg von der Stadt herüber kamen die armen, dem Feuer entronnenen Menschen. Taghell war die Winterlandschaft. Das Prasseln des Feuers und das Zusammenstürzen der Häuser hörten wir bis hier herüber in unseren Vorort.

Ein Bübchen von zweieinhalb Jahren mit Eltern und Großmutter habe ich ins Söhnzimmer quartiert, einem alten Herrn aus Sofa und herausgezogenen Polsterstühlen in meinem Zimmer ein Lager zurechtgemacht. Das Gastzimmer haben unsere Drei, jetzt schon ganz zu unserer Hausgemeinschaft gehörenden Kattowitzer.

Obwohl Vatel recht unwohl ist und Fieber hat, durfte ich die Flüchtlinge herüberbringen. Hier konnten sie sich gehörig aufwärmen, beim Öfchen und heißem Pfefferminztee aus dem Sonnenhäuselgarten.

So ist nun solch Grauensvolles auch über Chemnitz gekommen, wie wir es schon in unserer geliebten, schönen Heimat Dresden erlebt haben. Dresden ist tot, in einem Tag vernichtet. Wir haben es so gesehen. Nach reichlich einer Woche hatten wir noch keine Nachricht von unseren Lieben, darum eilten wir noch an demselben Morgen, an dem wir unsere drei lieben westpreußner Flüchtlinge, Inge, Sigrid und Ingridlein [das bin ich] in den vollgestopften Zug nach Rendsburg (über Berlin) untergebracht hatten, nach Dresden, um sie zu suchen.“

Bei der Zusammensetzung des Puzzles unserer Familiengeschichte helfen viele Briefe, die aus allen Ecken Deutschlands traurige Nachrichten brachten.

Cousine Gisela schreibt am 3. Januar 1946 meiner Mutter, dass ihr Vater verhungert ist:

„Wir hatten 19 Tage keine Kartoffeln. Nur Wassersuppen. Das gab Väti den Rest. Hartmut und ich, wir stellten uns sieben bis acht Stunden ohne etwas zu essen nach Kartoffeln an und doch vergebens. Das war entsetzlich. Väti ging es schlecht. Er machte sich viel Sorgen. Wenn er so sah, wie wir hungern mussten und er uns nichts geben konnte. Und wir konnten ihm auch nichts geben. Somit wurde er schwächer und schwächer. Er legte sich zu Bett und stand am Tage bloß noch für einige Stunden auf. Zuletzt gar nicht mehr. Er wog nur noch 40 Kilo.

Mutti bekommt jetzt monatlich 88 Mark. Davon 50 Mark Miete, 18 Licht und Gas. Da bleiben uns also rund 22 Mark zum Wirtschaften. Mit Kleidung ist es sehr miserabel. Haben weiter nichts als einmal Unterwäsche zum Wechseln und mit Kleidern ist gar nichts los.“

Soweit aus dem Brief meiner Cousine. Ich möchte auch noch aus den Briefen meiner Großmutter Hensel vorlesen.

Der Vater meiner Mutter war als Pfarrer bei seiner Gemeinde in Westpreußen geblieben, bis die Stadt innerhalb von eineinhalb Stunden geräumt werden musste. Meinen Großeltern gelang noch die Flucht über die Ostsee nach Kopenhagen. Aus einem Flüchtlingslager fragt meine Oma 1946 in ihren Briefen nach Wuppertal an meine Mutter

Im Januar 1946:

„Werdet Ihr satt und sammelt Ihr auch Holz für den Winter? Wo ist Eberhard? und Paul? Wo ist Sigrid? Ach, diese Gedanken und Fragen lassen einen nie los. Nachts wache ich auf und sehe Ingrids Augen ‚Oma, ich habe Hunger‘. Zurück will ich nicht mehr. Unter polnisch-russischer Oberhoheit bekomme ich doch keine Stecknadel zurück. Danzig ist total kaputt. Alles brannte.“

Und am 8. Juli 1946:

„Ingridlein zählt, wie Du schreibst, ob sie ein oder zwei Schnitten den Tag essen darf? und Ihr? Und Du, Inge?“

Eine Woche später, am 16. Juli 1946:

„Ich möchte gerne wissen was und wieviel Ihr zu essen habt. Und euer Gewicht, aber auch Dein's, liebe Inge, ohne Mantel und Steine in den Taschen. Schreibt ehrlich, wie es Euch allen vieren mit dem Essen geht. Wir sorgen uns so sehr darum. Wie lange werdet Ihr das aushalten mit euren ausgehungerten Körpern?“

Am 16. August 1946:

„Das Essen [hier in Dänemark] ist zwar eintönig aber wir werden immer satt und haben schon ungefähr ein Kopfkissen voll trocken Brot für Deutschland gespart.“

Nun komme ich noch zur dritten Quelle. Zu den Tagebüchern und Briefen, die zeitnah die Ereignisse schildern, kommen als dritte Quelle spätere Erinnerungen und Berichte meiner Mutter hinzu, die wir vor 20 Jahren gemeinsam aufgezeichnet haben.

Die Einheimischen begegneten uns teilweise mit Skepsis und Ablehnung, während andere sehr hilfsbereit und einfühlsam waren. Meine Mutter erinnerte sich:

„Frau Slotti, eine Pfarrwitwe, besuchte uns mit ihren Kindern in unserer Wohnung. Schuhe waren damals für Flüchtlinge so gut wie nicht zu bekommen. Holzpantinen dienten als Ersatz. Auf der Treppe klapperten die Holzschuhe der Kinder natürlich kräftig. Die

Vermieterin stellte meine Mutter wegen des Lärms zur Rede und erklärte: ‚So ein Gesocks bringen Sie mir nicht mehr ins Haus!‘“

Meine Mutter fügte hinzu, dass sie damals sehr geweint habe.

Und noch eine andere Stelle aus den Erinnerungen:

„Es war der extrem eiskalte Winter 1946, indem viele Menschen in Deutschland erfroren sind. Wir heizten den Küchenherd viel mit feuchtem Holz, das wir im Wald gesammelt hatten. Ja, die Zimmer hatten zwar Heizkörper, doch die Vermieterin verbot uns, sie anzustellen. Schaute ‚Onkel Ernst‘, der Sohn der Vermieterin, dann mal bei uns herein, war er über die Kälte entsetzt und sagte: ‚Aber Kinder macht doch die Heizkörper an‘ und drehte den Heizkörper selber auf.“

32:52 – 33:07 (Outro)

JOHANNES EHRENGRUBER:

Liebe Hörerinnen und Hörer, wir hoffen unser neues Format gefällt Euch! In unserer nächsten Folge, die im August produziert wird, stellen wir die Alltags-Herausforderungen von Frau Lehmann als Heimatvertriebene vor.

Bleibt neugierig!